

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 33

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 7. Fortsetzung.

Djavid Bey zuckte die Achseln: „In unseren Sitten hat sich nichts geändert. Wir haben eine Verfassung, ja, aber auch einen Sultan. Nicht nur den Sultan, auch noch seinen Polizeimeister, den Kabassakal. Ich bin im selben Zug mit ihm und seiner Frau angekommen; denn der Kampf war ja schon zu Ende, unsere Funktionen standen fest. Wir brauchten kein Versteck mehr zu spielen.“

„Bei ihrer Ankunft hier hat man die Hanum des Pascha nach dem Herkommen in den schwarzen, seidenen Tschartschaff eingehüllt, vom Kopf bis zu den Knöcheln. Dann hat sie wieder den Schleier genommen, zwei Kalfas schlossen sich ihr an, der Leibeinuch ging vor ihr her. Ein Wagen mit vergitterten Fenstern stand bereit. Der Eunuch schwang sich neben den Rutschern, die Kalfas saßen ihr gegenüber auf den blauen Seidenkissen. Solange sie auf türkischem Boden weilt, wird sie ihr Haus nicht mehr ohne diese Begleitung verlassen.“

„Das Glück der Frau liegt unter den Sohlen des Mannes“ sagt man hier.“

„Lebendig begraben — würde ich es übersehen“, rief Bubenberg. „Eure ganze Revolution ist ein Fehlschlag! Ihr habt die Mißwirtschaft eurer Behörden nicht abgeschafft! Ihr habt die Frauen in ihrer Sklaverei stecken lassen! Was soll denn dem gegenüber der Papierfetzen mit eurer Verfassung?“

Djavid Bey nahm den Wutausbruch mit vollkommener Gelassenheit hin. Er setzte eine teilnehmende Miene auf, wie man sie bei kranken Freunden zeigt, und machte schließlich die kurze, kleine Aufwärtsbewegung der Hände: Inshallah! Er wird es noch einsehen lernen.

Der Mond war aufgegangen. Mondnächte wirken in Stambul wie bei uns die langen, lauen Sommerabende. Die Sonne ist grell und stehend; im Mond sammelt sich hier alles Milde und Gütige in der Natur. Der süße Milchstrom seines Lichts lockt aus den Gärten die Blumendüfte hervor, die sich tagsüber in den Schatten verkrochen. Djavid führte Bubenberg auf den Dachgarten: „Der Himmel ist groß und der Mensch ist klein!“

„Die Erde ist weit und die Köpfe der Menschen sind eng“, versifizierte ihn Bubenberg.

Djavid stellte sich sofort auf seinen Spott um: „Die Pläne des Effendi sind von himmlischer Fülle, aber die Kassen des Sultans sind leer.“

„Um leere Kassen wieder zu füllen, muß man sich einen Deutsch-Schweizer holen!“

„Ich würde mir nie erlauben, Ihre Landsleute nicht für großzügig, selbstlos und weitblickend zu halten. Warum sollten Sie nicht ein Geschäft mit uns machen? Sie kennen die betrübliche Tatsache, daß unsere wichtigsten Einnahmequellen unter der Kontrolle der Großmächte stehen, um den Zinsendienst der Anleihe sicherzustellen. Geld schaffen kann ich also nur, wenn ich hier ein noch nicht verpfändetes Regal finde und auf der anderen Seite einen neuen Geldgeber. Zu finden ist aber nichts Unverfetztes mehr, höchstens zu erfinden. Nur ein schöpferischer Kopf kann hier helfen. Ich dachte an Sie, — und an mich.“

Djavid saß auf einem Rohrgeflecht, das er für den Dachgarten hatte anfertigen lassen. Es war ein leichter Schaukelstuhl, ohne Seitenlehnen, aber schmiegsam, an jede Rundung des Körpers angepaßt. Mit einer ganz kleinen Bewegung konnte man sich hochrichten, oder wie in eine Wiege hinabgleiten lassen. Djavid versprach sich von diesem Gerät einen besonderen Eindruck auf Bubenberg. Er führte es ihm in allen Stellungen vor. Schließlich wählte er die aufrechte Haltung, rauchte, schlug die Beine übereinander, war stolz und elegant.

Bubenberg stand wie ein Klotz gegen den Nachthimmel. Er sog die köstliche Luft ein und hörte im Gebüsch Nachtigallen singen. Es gibt sehr viele „Bülbüls“ in Konstantinopel. Bubenberg wuchs und breitete sich aus. Ahhh!

„Erfinden wollt ihr? So! Was könnt ihr schon erfinden! Entweder ihr tut dasselbe, was Mohamed, Suliman und eure anderen Vorfahren auch schon taten, oder ihr ahmt den Westen nach. Erfinder werden hier nicht mehr geboren.“

Djavid fing mit einer Höflichkeit diese Grobheit ab:

„Zugegeben, Effendi! Wir sind darum so bescheiden, uns die Chefingenieure von auswärts kommen zu lassen. Ob sie allerdings auch in Finanzfragen neue Konstruktionen fertig bringen? Ich bin begierig, Ihren Vorschlag zu hören.“

„Monsieur Djavid, Sie verschwenden Ihre Höflichkeit an einen ganz unklugen Menschen. Erzählen Sie mir Ihren Plan. Machen Sie nicht so viel Umschweife, schießen Sie los. Ich werde versuchen, zuzuhören.“

Es ist nicht leicht, einen wohlüberdachten Plan vorzutragen, nachdem das Publikum versicherterte, ihn nicht ernst zu nehmen. Aber Djavid beherrschte sich wie immer. Er setzte in finanztechnischer Meisterschaft folgenden Vorschlag auseinander: die weltberühmten Schweizer Schokoladenfirmen sollten der Türkei eine Anleihe von 500,000 türkischen Pfunden geben und dafür während der Laufzeit dieser Anleihe das Monopol der Schokoladenherstellung im gesamten osmanischen Reiche erhalten. Zu diesem Abkommen brauche man die Genehmigung der Dettes Publiques nicht. Andererseits sei Schokolade einer der wenigen Artikel, deren Fabrikation im großen Stile der Sultan gestatte. Mit Schokolade könne man nicht schießen.

Djavid vermied es, während seines Vortrags Bubenberg anzuschauen. Er wollte sich durch dessen mimische Unbotmäßigkeit, die er vorausah, nicht verwirren lassen. Es war außerdem ziemlich dunkel auf dem Dachgarten; die Kerzen und der Mond banden sich gegenseitig mit Halbschatten und Zwielicht. Djavid war, als er sich wieder nach Bubenberg umfah, auf vieles gefaßt, nur nicht auf das eine: Bubenberg stand ausgezogen vor ihm.

„Grellenz Djavid, ich muß mich duschen! In dieser Nachtigallenluft, diesem Backofenwetter, über dem Goldenen Horn, unter dem Vollmond Allahs und den Halbmonden des Kalifen juckt mich das trockene Fell. Wasser! Der klügste Einfall, den Sie bisher hatten, war die Anlegung der Dusche hier auf dem Dach. *Αρωτων γαρ το υδωρ!* „Das Edelste ist doch das Wasser.“ In der Literatur halte ich es mit den Griechen.“

Er zog die Brause.

Djavid rauchte, behielt die Beine übereinandergeschlagen, blieb elegant. Seine Silhouette stand unbewegt wie ein Bronzebild gegen den Himmel.

Bubenberg schnaukte vor Wasserluft. „Wenn Sie auch duschen wollen?“

Der Minister dankte.

Bubenberg kam in eine beinahe ausgelassene, völlig losgebundene Stimmung. Es war, als ob er unter einer Weindusche gestanden hätte.

„Darf ich Ihnen ganz offen sagen, was mir an diesem Tag durch den Kopf gefahren ist?“

Djavid erbot sich, ihn anzuhören, obwohl er eigentlich zu weit gegangen war. Aber er war Bubenberg von Bern her verpflichtet.

„Unsere Leute werden Ihnen bestenfalls Schokoladentaler schicken, aber keine Pfunde. Sie müssen, wenn Sie die große Welt für sich interessieren wollen, ganz anders vorgehen. Radikal! Keinen Tisch müssen Sie machen!“

Djavid sah ihn mißtrauisch an. Es war wirklich, als ob er sich unter dieser Dusche und an dieser Luft berauscht hätte. War er noch ernst zu nehmen?

Bubenberg fuhr fort:

„Wissen Sie, was mich mit dem Kabassakal auseinandergelassen hat? Seine Hunde! Dies ist kein Zufall, sondern typisch. Laden Sie sich die großen Finanzmänner der Welt ein — man wird Sie nur noch als Halbwilden nehmen, wenn man hier auf einmal sieht, daß die Straßenreinigung den wilden Hunden überlassen wird. Was meinen Sie wohl, was für ein Gesicht Herr Morgan macht, wenn er, wie ich gestern, auf einen Friedhof gerät, in dessen Gräbern dieses Masgebilde nistelt! Geld, Herr Finanzminister, diese große Weisheit müssen Sie begreifen, Geld läßt sich nicht überlisten, sondern nur mit ganz einfachen, schlagend richtigen Gedanken anlocken. Ich meine, auf die Dauer und in großen Summen. Der kleine Sparer folgt dem Bluff, die Großfinanz nur dem Argument. Schaffen Sie dies Geheule ab, das selbst den Mond erschreckt, rücken Sie Ihre Hauptstadt nach Europa und Sie werden Anleihen bekommen, so viel Sie wollen.“

Der Orientale fühlt sich dem Abendländer trotz äußerer Bescheidenheit innerlich fast immer überlegen, ist es wohl auch, wenn nicht in jenem plötzlich diese rätselhafte Ueberzündung einsetzt, die wie ein Blitzstrahl ins tiefste Grundwasser taucht, der Funke des Genies, der Einschlag des Kolumbus.

Der Vorschlag Bubenergs, radikal mit dem Hundengezieser aufzuräumen, und zwar gerade jetzt, war so richtig, daß es einer Erörterung für Djavid nicht mehr bedurfte. Djavid wunderte sich sogar, daß ihm selber dieser Einfall nicht gekommen war.

Ein Abendländer mit gleicher Strupellosigkeit hätte nun vielleicht den Versuch gemacht, sich Bubenergs Idee anzueignen, zu behaupten, sie wäre von ihm. Aber Djavid wußte aus der langen Menschenenerfahrung des Ostens her, daß man als Erfinder einer umstürzenden Wahrheit unbeliebt wird, und meist das Leben darüber einbüßt. Um trotz der klebenden Beharrlichkeit der Stambuler, trotz des Koran, trotz der Derwische, trotz des Sultans und seines Kabassakal mit starker Faust diesen Mugiasstall auszunisten, mußte man stark, zornig, nicht nur im Wort, sondern auch in der Tat sein. Um in einem solchen Kampfe siegen zu können, mußte man die unbekümmerte Haltung dieses Bubenberg haben, der während einer feingeschliffenen Finanzrede des Jongleurs Djavid Pascha duschte.

Fort mit den Hunden! Wie aber? Dies Problem war schwierig! Vielleicht wußte Bubenberg, der wie ein nasser Triton vor Djavid stand, auch hierfür einen Weg und eine Lösung.

Bubenberg trocknete die Haut an der Luft, da ein Bademantel nicht aufzufinden war, zog sich dann wieder an und wurde müde und friedlich. Er streckte sich aus und gähnte. „Ich werde mir in diesem animalischen Klima jegliche Art des Denkens angewöhnen. Ich bin hierher gekommen, um mich gesund zu machen. Und das werde ich auch. Vielleicht schlage ich des-

halb die Hunde tot, nicht für euch, sondern für mich. Dschingis Khan zum Gedächtnis!“

Djavid wurde unruhig und brach auf. Der Einfall Bubenergs schien ihm das politisch Richtige zu sein. Er wollte noch in derselben Nacht zu Doktor Rasim Bey fahren. Rasim war der sorgfältig im Hintergrund gehaltene, aber absolut entscheidende Führer der Partei.

Beim Abschied zog er eine Briefftasche und drückte sie Bubenberg in die Hand. Er wisse nicht, ob er sich mit Reisegeld versehen habe. Beim Arbeitsministerium werde er vorläufig nichts ziehen können.

Bubenberg steckte Djavid das Lederetui wieder in die Tasche. Er nähme Geld nur auf dem offiziellen Weg, gegen Quitung über sein Amt. Djavid wurde es ungemütlich. Was soll man mit einem Manne anfangen, der sich nicht nach Belieben füttern ließ, sondern eines Tages irgendwo, ganz unbequem kassierte!

* * *

Nach Djavids Abschied ließ Bubenberg seine Matratze auf das Dach bringen und schlief unter freiem Himmel ein. Die eiserne Bettstelle paßte überhaupt nicht hierher. Der Mensch gehörte flach auf den Boden, aus dem nachts die Wärme aufstieg und die geheimnisvollen Ströme des Ostens, auf dem Tausend und eine Nacht gewachsen ist.

Der erste Besucher am kommenden Morgen war Ahmed Bey. Er erschien in großer Uniform, begann wiederum mit einem feierlichen Zitat aus Eichendorff, hielt dann einen Exkurs über die politische Lage des „kranken Mannes“. Alles war klug, aber beziehungslos. Bubenberg fiel plötzlich Djavids Versuch mit der Briefftasche ein. Er probierte es selber einmal und bot Ahmed, etwas errötend, aber doch gefaßt, gleich 100 Pfund. Ahmed steckte das Geld in die Kartusche, die er zur Feier des Tages angelegt hatte, und erbat sich die Gunst, Bubenberg mit irgend etwas dienen zu dürfen.

Bubenberg schwankte, was er sich wünschen sollte. Aber da er ja sogar gegenüber Golnatow unvorsichtig gewesen war, konnte bei Ahmed die Frage nicht mehr viel schaden: Wie war es möglich, ein Wiedersehen mit Mirimah herbeizuführen?

Ahmed lächelte, geschmeichelt durch dies Vertrauen, und antwortete mit einem bis zum Ueberdruß bekamten Zitat aus Tasso. Dies übersehte er dann in seine Umgangssprache: „Weibergeschichten muß man mit Weibern ausmachen. Sie haben der Slaty sehr gut gefallen. Sprechen Sie doch mit ihr. Die Prinzessinnen verkehren mit den Damen der Botschaft. Die Slaty wird das schon machen. Wenn sie will. Sie müssen aber darauf achten, daß Sie ihr nicht zu gut gefallen.“ Den letzten Satz brachte er mit einem öligen Lachen, das Bubenberg ärgerte.

„Aber wie sehe ich die Komtesse?“

Ahmed überlegte: „Was haben Sie heute vor?“

Bubenberg zuckte die Achseln. Nichts. Es stand nur eines fest, daß er sein Ministerium nicht eher wieder aufsuchte, als bis man ihm mitteilte, wo sein Arbeitsplatz und sein Dezernat sei.

„Bei diesem Wetter fährt man entweder den Bosphorus herauf, oder hinüber nach den Prinzeninseln. Wenn Sie die Prinzessin sehen wollen, müssen Sie heute nach den Prinzeninseln fahren und, wenn die Prinzessin Sie sehen soll, müssen Sie die Slaty mitnehmen.“

„Wo sind diese Prinzeninseln?“

„Im Marmarameer! Von der Bahn aus haben Sie sie doch gesehen! Bei Ihrer Ankunft! Sie haben doch Oria mit dem Olymp verwechselt!“

Bubenberg unterbrach ihn: „Oria! Aber das ist doch die Insel mit den Kertern und Kasematten!“

Ahmed zuckte die Achseln: „Freud und Leid liegen hier wie überall dicht beieinander. Eine kleine Seemeile weiter kommt Brinkipo mit den Sommerfischen der Stambuler. Regelmäßige Dampferverbindung. Wir fahren am besten um 10 Uhr fränkische Zeit — also wie Ihre Uhr geht.“

* * *

Bubenberg stellte es sich sehr schwer vor, Marcella zum Mitfahren zu bewegen. Er fühlte, ohne es sich bewußt zu gestehen, die hemmenden Bremsen eines schlechten Gewissens. Marcella wurde von ihm um die Gunst ihrer Gegenwart gebeten, jedoch nur mit dem Gedanken an Mirimah. Sie aber mußte die Einladung als Zeichen seiner Sympathie für sie selber auffassen.

Marcella pläzte vor Freude, als sie von dem Plan hörte, einen ganzen Tag mit Bubenberg zusammen zu sein. Ihre Begeisterung riß ihn so mit, daß er sich, während er ihr bei den kleinen Besorgungen vor der Abfahrt half und sie begleitete, innerlich immer wiederholte: Eine Frau mit solcher Einfühlung und Hingabe habe er noch nie erlebt. Warum zierten sich die in Bern immer so! Wenn man etwas von ihnen wollte, und wenn sie genau daselbe wollten, so taten sie zunächst einmal alles, um es zu erschweren. Marcella Slaty! Mit dem kleinen seidenen Taschentuch, das sie fortgesetzt samt ihrer Handtasche verlor! Man mußte immer etwas für sie suchen. „Wissen Sie, ich parfümiere meine Taschentücher nur, um sie ab und zu wieder zu finden. An und für sich hasse ich solche künstlichen Gerüche. Den Tiergeruch liebe ich. Von zu Hause. Und auch den Menschen . . . aber das darf man nicht sagen.“

„Sie können alles sagen!“ meinte Bubenberg.

Er wollte ihre Hand küssen, aber sie griff rasch nach der seinen und brachte ganz schnell ihre Nase in deren Nähe. Sie wurde dann doch rot. Aber sie konnte es nicht lassen, sie war sehr neugierig. Die Liebe kam erst später.

„Sie werden über mich lachen!“ sagte sie verschämt.

* * *

Das Dampfboot nach den Prinzeninseln faßte bequem einen ganzen Eisenbahnzug mit Menschen. Die Leute saßen dichtgedrängt in zwei Stockwerken. Die geschlossenen Sonnensegel verwandelten das Ganze in eine luftige, große Schachtel. Die Passagiere schliefen, lasen und schwakten, denn für fast alle mit Ausnahme Bubenbergs war ja das Wundermeer mit dem klingenden Namen „Marmara“ eine alltägliche Begegnung. Der große Kasten lag so ruhig auf dem Wasser, daß seine Bewegung nicht zu spüren war. Man glaubte still zu stehen und sah nur durch kleine Spalten im Sonnensegel die Ufer langsam davontreiben.

Das Häusergewirr der Stadt schloß sich zu einem einheitlichen Block zusammen und blieb zurück; Kuppeln, Minarets, die Serailspitze waren schließlich nur noch schwebende Silhouetten über dem Meer.

Mit dem Dampfboot zog schon eine laute, lachende Stimmung, die Marcella und ihre beiden Begleiter noch steigerte. Anfangs hielten sie es im dichten Menschengewühl aus, dann wurde es ihnen zu eng für ihre Fröhlichkeit. Sie gingen nach dem Bug, Marcella setzte sich auf das Ankerspill, zeigte schaukelnd die Beine mit den wirklich schönen und schlanken Gelenken, die in Bubenberg ihren Bewunderer fanden, während Ahmed über die Bordwand lehnte und den Delfinen zusah, die seit Homers Zeiten dort die breitbauchigen Schiffe umspielten.

Vor ihnen hoben sich schon nach kurzer Fahrt kleine Hügel aus dem Meer, das Ziel ihrer Fahrt. Ganz draußen, steuerbords, stieg jetzt der geferbte Gipfel auf, der Bubenberg bei der Bahnfahrt aufgefallen war. Ahmed machte ihn aufmerksam. Bubenberg sagte zu Marcella:

„Schauen Sie da, Dzia! Anlässlich dieses Kreuzsteines haben wir beide, Ahmed und ich, uns kennen gelernt. Mittelbar also verdanke ich ihm auch Ihre Bekanntschaft!“

Die steilen Felswände des im Meer versunkenen Berges leuchteten nackt in der Morgensonne. Es war Marmorgestein, aber stark verwittert, aus der Ferne gesehen ein blaßbrauner Ton. Keine der Prinzeninseln hatte die gleiche, hochaufgerichtete Form. Alle anderen waren sanft gehügelte. Bei dieser äußersten sah man von weitem, daß sie keine menschliche Behausung trug.

Der Kurs des Dampfers führte immer weiter von Dzia ab, um an die bewohnten Inseln zu gelangen, die in fröhlicher

Herde eng einander liegen. Sie waren gleichförmig mit kleinen Sommerhäusern bestanden, die sich zum Teil auf Pfählen ins Meer hinauswagten. Die Wogen spielten mit den Kindern auf sanft abfallendem Kieselstrande. Die Felsen waren nicht kahl, wie die von Dzia, sondern von schwachem Gebüsch überwuchert.

Ahmed wurde auf einmal merkwürdig still und schaute unverwandt nach dem Dziafelsen hinüber, als ob ihn unerfreuliche Erinnerungen bannten.

Das Schiff hielt wie eine Lokalfähre an jedem einzelnen Hafen: Proti, Antigoni, Chalki und lief schließlich Prinkipo an, den Hauptplatz des Archipels.

Um den geräumigen Hafen lauerten große Hotels, Kaffeehäuser und griechische Weinkneipen. Die Mole war bedeckt mit Menschen. Segler und Motorboote warteten auf ihre Freunde, die mit dem Schiff aus Stambul kamen, um sie abzuholen. Ahmed drängte durch das dichteste Gewühl, das in Anbetracht der frühstücksreichen Ueberfahrt penetrant nach Knoblauch roch, um möglichst rasch auf die Mole zu kommen. Bubenberg wollte Marcella dem Gedränge nicht aussetzen. „Können wir nicht als Letzte aussteigen?“

Ahmed zuckte die Achseln: „Ich dachte, Sie wollten die Staatskais sehen!“

Nun drängelte Bubenberg schlimmer als alle anderen.

„Um näher heranzukommen, müssen wir ein Motorboot nehmen.“

Sobald ihre Absicht erkennbar war, ein Motorboot zu mieten, umringten die Bootsverleiher sie wie ein Hornissenschwarm. Einer schrie mehr als der andere. Da sich schließlich keiner mehr verständlich machen konnte, traten sie in eine Wellblechbude, in der der Bootskadi residierte. Dieser erklärte, man könne für einen halben Tag ein Boot für 3, 2 und 1 Pfund haben. Zu dem für 1 Pfund könne er aber nicht sehr raten.

Bubenberg suchte sich den Führer aus, der ihm als Kerl am besten gefiel. Entsprechend ist meist dann auch der Zustand des Bootes. Er behielt Recht: der Kahn, zu dem er sie führte, war geräumig, der Achtersteck hoch genug, um alles zu übersehen, und eine fröhliche Halbmondfahne wehte über dem sauberen Sonnensegel.

Die Abfahrt vollzog sich unter höllischem Lärm und Wirrwarr. Schiffskolosse lehnten sich über sie. Die Pfeiler der Landungsbrücke wollten sie nicht durchlassen. Der Motor raste, als ob sie die Widerstände in den Grund bohren, oder darüber hinwegspringen wollten. Aber es ging alles gut. Sie tauchten durch die überhängenden Flanken der großen Schiffe, hatten bald freie Fahrt und den Kurs auf die Molenspitze.

Aber plötzlich stoppte der Steuermann ab. Vor der Landungsbrücke tauchte ein Polizeiboot auf und winkte allen Fahrzeugen, zu halten. In seinem Kielwasser fuhr ein weißer, goldverzierter Raik mit zwanzig Ruderern. Im Gegensatz zu dem Motorrattern des Polizeibootes glitt er in lautloser Bornehmheit vorüber. Auf dem erhöhten Achterdeck saßen vier Herren, die von den anhaltenden Bergnütungsbooten höflich begrüßt wurden.

„Die Prinzen“, flüsterte Marcella.

Es waren vier junge Leute, mit rosiger Haut, alles an ihnen war rund und schnörkelig. Sie hatten kleine Frauenhände, breite Hüften, waren geschminkt und gepudert. Die Sprossen eines erlöschenden Geschlechts. Sie erkannten Marcella und grüßten nach europäischer Manier.

Hinter dem ersten Staatskai fuhr ein zweiter. Lautlose Stille lag auf einmal über den fröhlichen Wassern. Nur das schmagende Eintauschen der Ruderblätter war noch hörbar. Alle wartenden Boote gerieten unter der tiefen Verbeugung ihrer Insassen in leises Schwanken.

Aufrecht stand der Kabassakal. Man sah zunächst nur ihn. Erst als das Boot ziemlich nahegekommen war, wurde auf der tieferliegenden Postbank der Sultan sichtbar. Er trug eine dunkle Brille und sprach mit einer ihm gegenüberstehenden Frau in hellem seidenen Tschartschaff.

Fortsetzung folgt.

Bubenberg schrie auf: „Das ist sie ja!“

Er grüßte und winkte hinüber. Ahmed nahm ihm den Hut ab und drückte ihn ins Boot.

Bubenberg sagte aufgeregt zu Marcella:

„Sehen Sie doch nur zu, diese Unterschiede gegenüber den Brüdern! Bei der Prinzessin ist alles Spannung und Lebendigkeit. Bei den Männern plagt die Dekadenz aus jedem Knopfloch heraus!“

„Woher kennen Sie die Kabassakal Hanum?“

Ahmed flüsterte Bubenberg zu: „Wenn Sie zu aufgeregte Bewegungen machen, erschrecken sie den Sultan!“

Ein Polizeiboot brauste heran, sie waren tatsächlich schon

aufgefallen. Die Bartaffe legte sich vor sie und drängte sie rücksichtslos vom Kurs des Sultankais ab.

„Das haben Sie davon!“ sagte Ahmed achselzuckend.

Marcella nahm für Bubenberg Partei:

„Wo der Sultan ist, wird es immer gleich verdammt ungemütlich!“

Diese Meinung schienen die vielen bunten Boote zu teilen, die still und geduckt lagen, solange die Staatskais in der Nähe waren. Dann aber bemächtigte sich plötzlich eine übermütige Freude der ganzen Flotille. Die Segel wurden gefeselt, mer etwas zum Lönen hatte, machte Lärm, alles knäulte sich durcheinander.

Fortsetzung folgt.

Das Aehrenfeld

Haft du ein reifes Saatsfeld schon gesehn
Und kommtest flüchtig dran vorübergeh'n?
Dann ist dir, Menschentind, wohl nicht bekannt,
Wie nah die Aehre deinem Sein verwandt.

Wenn sie sich körnerschwer zur Erde neigt,
Gleicht sie wohl dem, der seinen Wert verschweigt
Und demutsvoll im Innern Großes trägt,
Nicht nach der Gunst der eiteln Menge frägt.

Doch strebt die Aehre leicht und stolz empor,
Dann ist sie leer. — Behüt' mich Gott davor,
Daß so mein Leben ohne Früchte sei!
Daran gedenke, wanderst du vorbei.

Walter Schweizer.

Im Spezereiladen

Schalksgeschichte von Pius Kälin.

Bergnügt saß Mina hinter dem Ladentisch. Ob ihre Gedanken im Schlaraffenlande herumstreiften oder ob ihre Strickarbeit, welche sie hin und wieder mit beiden Händen auseinanderstreckte und wohlgefällig betrachtete, sie dermaßen freute? Wer kann das wissen? Zwischenhinein sah sie zum Fenster hinaus und öffnete auch wieder etwa gähnend ihren Mund. So verging die Zeit, bis die Türe sich aufstieß und in groben Männerstiefeln eine sonderbare Gestalt hereinstampfte. Sie trockte jedem Modegebot und ihre Augen sahen etwas überkühn aus dem harten Gesicht: Eine fahrende Frau.

„Geben Sie mir zwei Kilo Kaffee“, befahl sie.

Mina gehorchte. Als sie den Kaffee gewogen hatte, schüttete sie ihn, dem ausdrücklichen Befehl der Frau entsprechend, in den Topf, den diese in hochgehobener Schürze trug.

Zwei andere Kunden kamen herein, Frau Bahnhofsvorstand Huber und der dreißigjährige Schuster Lorenz, der wegen der Berse, die er so nebenbei produzierte, im Ruf des Dorfpöeten stand.

Die Frau suchte, während Mina die beiden bediente, unständlich in ihren Taschen und machte eine ganz erschrockene Miene.

„Herrschaft, ich habe das Geld vergessen“, rief sie dann laut. „Gleich bin ich wieder zurück, den Topf, den lasse ich hier.“

Sie stellte ihn auf den Stuhl und verschwand.

„Alles dreht sich um das liebe Geld“, sagte die Frau Vorstand und lächelte.

„Habt Ihr auch schon vom Hirschmutterbauern in Thöniswilen gehört, wie der's machte, als er kein Geld besaß, um seine Schulden zu bezahlen?“, antwortete Lorenz.

„Ich weiß nichts weiter, als daß er einen Prozeß hat mit dem alten Schacher.“

„Glänzend hat er ihm's gemacht“, lachte der Dorfpöet und erzählte folgende Geschichte:

„Der Hirschmutter befand sich wieder einmal in der Klemme und wußte nicht wo aus und ein.“

Sieben Jahre waren es her, seit er beim Schacher, dem alten Wucherer, fünftausend Franken gegen den ansehnlichen Zins von zwanzig Prozent aufgenommen hatte, nicht ohne die Hoffnung, die Schuld so bald wie möglich wieder abzulösen, was ihm in der Folge leider nicht gelang.

Es war keine leichte Bürde, die er sich aufgeladen, aber es ging damals nicht anders. Er mußte das Geld hernehmen, wo er es bekam, wollte er nicht Haus und Hof mit seiner ganzen Familie verlassen.

Nun drohte ihm das gleiche Schicksal trotz der sieben Jahre harter Arbeit neuerdings. Kürzlich hatte Schacher ihm die Summe gekündigt. Der arme Hirschmutter kümmerte und härmte sich ab. Tagsüber suchte er die Banken und all seine Verwandten und Bekannten auf, aber niemand stand ihm bei. In seinen schlaflosen Nächten sann er darüber, wie er die Sache doch noch regeln könnte. Schon der Verzweiflung nahe, ging ihm endlich ein Lichtlein auf, wie er meinte. Tatsächlich hatte er seine Schuld ja längst zurückbezahlt, obschon sie dem Buchstaben nach noch immer bestehen blieb, weil er an Zinsen genug zu zahlen hatte und an eine Tilgung der Summe nicht zu denken war.

So wartete er denn gemächlich, bis der Schacher sein Geld bei ihm holen wollte.

„Höre Schacher“, sagte er dann, „heute kann ich's mit dem besten Willen nicht, bist du aber damit einverstanden, bezahle ich dich in drei Raten. Nächsten Monat erhältst du die erste Ration, im andern die zweite und dann die dritte.“

Zuerst wollte der Schacher nicht. Es wurde hin und her gemarktet. Schließlich gab er nach und willigte ein.

Der Hirschmutter holte zwei Verträge aus der Schublade und legte sie dem Schacher vor. Dieser las und unterschrieb sie,